

Die Krankheit meines Vaters war langwierig und schwer; die Aerzte verlangten dringend seine Reise ins Ausland, in die Bäder. Es wurde uns schwer, den Entschluß zu fassen, mit dem Kranken eine so weite Reise zu unternehmen. Es war im Jahre 1860. Die Eisenbahn zwischen Petersburg und Warschau existirte noch nicht. Aus Witebsk, wo unsere Familie wohnte, fuhren wir nach Warschau. Ich liebte meinen Vater heiß, unendlich; es schien mir immer, als ob wir unzertrennlich seien, als ob wir nicht ohne einander leben könnten; ich fuhr also mit ihm, oder besser, ich führte ihn mit mir, ungeachtet meiner 19 Jahre. Meine Mutter mußte mit den jüngern Kindern, einem Bruder und einer Schwester, zurückbleiben.

Nach Beendigung der Cur in Karlsbad hatte sich mein Vater so erholt und gekräftigt, daß er ohne jegliche Mühe nach Aachen reisen konnte, um dort seine Heilung zu beenden. Unterwegs berührten wir Frankfurt a. M., Wiesbaden, Koblenz, Bonn und Köln. Mit großem Interesse erfreuten wir uns an dem malerischen Rheinufer und kamen endlich, gegen 3 Uhr nachmittags, etwa Mitte Juli nach unserm Stil, in Aachen an, wo wir im Hôtel Grand Monarque, das uns in Karlsbad empfohlen worden war, abstiegen.

Unser Wagen stand lange schon vor der Anfahrt des Hotels — wir konnten durchaus keine Antwort erlangen, ob noch Raum für uns vorhanden sei; die ganze Bedienung war an der Table-d'hôte beschäftigt. Während dieser Zeit begannen die Mittagsgäste das Hotel zu verlassen. Wir betrachteten sie uns mit Muße. Es

waren meist Engländer, doch waren auch solche darunter, deren Nationalität schwer zu bestimmen war. Unter andern trat auch ein junger Mann heraus, etwas über Mittelgröße. Er hielt sich gerade. Seine ganze Figur drückte etwas Stolz, man könnte sogar sagen Hochmuth aus, wenn nicht auf seinem schönen, bemerkenswerth klugen und blassen Gesichte die Züge eines in Gedanken concentrirten Menschen zu lesen gewesen wären. Er sah uns mechanisch an, blieb aber plötzlich stehen, als ob ihn etwas in unserm Aeußern frappire. Es war eigentlich nichts die Aufmerksamkeit auf sich Ziehendes in den Gestalten eines Mannes im mittlern Lebensalter, im staubigen Reiseanzuge, und eines Mädchens in sehr bescheidenem Reisekleide, mit einer Tasche über der Schulter; das Mädchen zeichnete sich durchaus nicht durch besondere Schönheit aus. Als unsere Augen sich begegneten, besann er sich plötzlich, schien etwas verlegen, that schnell einige Schritte vorwärts, wendete sich nochmals um, blieb etwas stehen und ging dann weiter. Das Aeußere dieses Mannes lenkte unsere Aufmerksamkeit auf ihn; wir sahen einander an und sagten, es wäre von Interesse zu wissen, wer das wol sein möge. Endlich fanden wir ein Unterkommen im Hotel; später gelang es uns zuweilen aus dem Fenster die stolze Figur des Unbekannten zu sehen, sein Kopf war immer hochgerichtet und auf seinem blassen Antlitze thronten tiefsinnige Gedanken. Wir aßen nicht zur gleichen Zeit wie er, waren auch am Brunnen nicht zur gleichen Stunde.

Die Wirthe unsers Hotels veranstalteten allwöchentlich in ihren Sälen Tanzabende, zu welchen alle im Hotel wohnenden Gäste und deren Bekannte aus andern Hotels eingeladen wurden. Am ersten dieser Abende nach unserer Ankunft führte die Wirthin mir unsern Unbekannten zu, mit den Worten: „Dr. Cassalle bittet um die Erlaubniß, Ihnen vorgestellt zu werden“ — und wir traten zum Walzer an. Nach deutscher Sitte werden die Damen von den Herren für die ganze Dauer des Tanzes engagirt. Für diesmal war ich mit dieser Sitte sehr zufrieden. Es entspann sich bald zwischen uns ein interessantes, ernstes Gespräch,

sodaß wir nach einigen Minuten wie alte Bekannte schienen, die sich lange nicht gesehen haben und die nun eine unterbrochene Unterhaltung fortsetzen. Es kam da keine einzige trivial-höfliche Phrase, keine Liebenswürdigkeit, kein gewöhnliches Ausfragen: wer, woher und weshalb? Es schien, als ob sein inneres, intellectuelles Ich in mir und meinem Vater, mit dem er sich nach Beendigung des Walzers lange unterhielt, Menschen errathen hatte, die fähig waren, die Aufgabe seines Lebens gut zu begreifen. Uns aber schien gleich von Anfang alles an ihm aufrichtig und wahrhaftig.

Rassalle verließ uns buchstäblich nicht; ich bemerkte bald, daß dies die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns lenkte; einige mir bekannte Mädchen und Frauen fingen an darüber zu scherzen und versicherten, daß nicht eine von ihnen sich einer solchen Aufmerksamkeit von seiten Rassalle's rühmen könne. Ein Franzose, Bonapartist, hielt es für nöthig, mich zu warnen: „Es scheint, daß Rassalle Sie den ganzen Abend verfolgt, ich muß Ihnen sagen, daß er ein Ultramontagnard, ein Ultrarother ist; ich weiß nicht, was das für eine Bedeutung für Sie, eine Russin, haben kann.“

Am andern Tage kam Rassalle zu uns; er that dies mit einer gewissen Feierlichkeit; später erfuhren wir, daß er sonst nirgends gewesen sei. Nachdem mein Vater seinen Besuch erwidert hatte, verbrachte er jeden Abend bei uns in lebhaftem, anregendem Gespräch. Ihn interessirte sehr das geistige Leben aller Gesellschaftsschichten in Rußland. Wir theilten ihm offen unsere Ansichten mit. „Ja“, sagte er, „auch bei uns ist noch viel zu thun, viel; und wo wäre denn wenig Arbeit? Schwer zu sagen, überall viel, sehr viel.“ Bei diesen Worten nahm sein offenes Antlitz den Ausdruck einer tiefen, energischen Nachdenklichkeit an, die häufig über sein Antlitz flog. Sein Anblick erweckte die Vorstellung, daß jeder in seinem Geiste entstehende Gedanke unmittelbar mit einem unaufhaltsamen Drang zur Thätigkeit verknüpft sei. Er liebte viel zu sprechen und sprach so einfach und verständig, lebhaft und hauptsächlich mit solcher Offenherzigkeit, daß niemand, der ihn hörte, an der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen zweifeln konnte.

Unter anderm fing er auch zum Scherz an, bei mir russisch zu lernen; ich bemerkte bei dieser Gelegenheit seinen Mangel an Feinheit des Gehörs. Er konnte auf dem Papier mit merkwürdiger Schnelligkeit jedes theoretische Wissen begreifen und sich aneignen, aber nie einen Laut richtig nachsprechen; sein Ohr war nicht im Stande, die Eigenthümlichkeiten unserer Sprache zu unterscheiden, und obschon er nach vier Lektionen schon kleine Sätze zu schreiben anfing, konnte er nach der achten Lektion, mit der unser Unterricht aufhörte, keinen einzigen Satz verständlich aussprechen.

Rassalle war in Aachen, ebenso wie mein Vater, um die Mineralwässer zu gebrauchen. Er litt an veraltetem Rheumatismus, und es gab Tage, wo sein physisches Leiden sich in seinem blassen Gesicht ausdrückte, welches dann noch kränker aussah. Diese Leiden hatten indeß nicht den geringsten Einfluß auf seinen Geisteszustand, der immer munter war. Er nahm häufig nachmittags warme Bäder und zuweilen brachte man ihn des Abends in einer geschlossenen Sänfte, was sehr sonderbar aussah und worüber er viel scherzte.

Des Abends sang ich häufig und spielte auf dem Clavier; Rassalle folgte aufmerksam meinem Gesang und Spiel. Russische Romanzen und Lieder ließ er sich übersetzen und konnte sehr gut ihren Sinn behalten. Glinka's Melodien gefielen ihm besonders, in der Melodie der „Verche“ fand er viel zarte Anmuth und in den Worten naive Zärtlichkeit.

Mein Vater bemerkte früher als ich, welcher Art die Anhänglichkeit sei, die Rassalle für mich zeigte; er fürchtete, daß auch ich mich ihm zuneigen könnte. Der Gedanke, das Schicksal seines theuern Kindes mit dem Schicksal eines Menschen verbunden zu sehen, der von sich selbst sagte, daß er auf Vulkanen wandle, war ihm fürchterlich. Ich selbst bemerkte lange nichts, und als ich dann zu ahnen begann, um was es sich handle, blieb ich, obschon von seinen Reden hingerissen, persönlich mit ihm sympathisirte, als Weib vollkommen gleichgültig gegen ihn.

Mein Vater beendete seine Cur, und wir machten uns auf, um

nach Brüssel zum Besuch einer uns befreundeten Familie zu reisen. Einige Tage vor unserer Abfahrt kam die Freundin Vassalle's, Gräfin Hatsfeldt, deren Name in Deutschland immer in Verbindung mit dem Vassalle's genannt wurde, nach Aachen. Er erwähnte ihrer oft in seinen Gesprächen mit uns, nannte sie „meine mütterliche Freundin“ und sprach von ihr mit tiefer Ergebenheit und Zärtlichkeit. Wir machten ihre Bekanntschaft. Es war eine schon alte, aber noch immer schöne alte Frau, die unbestreitbare Züge von Schönheit conservirt hatte. Von majestätischer Gestalt, unabhängig, gründlich gebildet, was bei den Frauen der vornehmen deutschen Kreise nicht allzu häufig ist, gehörte sie ohne Frage zu den Ausnahmsnaturen. Sie behandelte Vassalle mit mütterlicher Zärtlichkeit. Wir waren nicht lange in Aachen mit ihr zusammen und konnten sie daher nur nach dem ersten Eindruck beurtheilen.

Vassalle begleitete uns zum Bahnhof und nahm uns das Versprechen ab, ihn in Berlin zu besuchen, wohin er bald reisen würde. Aus Brüssel schrieb ich ihm nach Aachen und bat ihn, einige Hefte Musikalien, die ich vergessen hatte, an die Leihanstalt, wo ich abonniert gewesen war, zurückzugeben, und theilte ihm mit, daß wir unsern Vorsatz, Paris zu besuchen, aufgegeben hätten und bald auf der Durchreise wieder in Aachen eintreffen würden.

Am andern Tage empfing ich seine Photographie in Cabinetformat und folgenden, französisch geschriebenen Brief — alle Briefe, die er an mich schrieb, waren französisch.

1.

O, welche Enttäuschung! Ich erhalte einen Brief, einen Brief von Ihnen! Ich erkenne Ihre Handschrift, den brüsseler Stempel, lese das entzückende Wort auf Ihrem Siegel (semper idem)! O, mit welcher fieberhaften Ungeduld erbrach ich den Brief, ängstlich sogar, um nicht das Couvert, das aus Ihren Händen kam, zu zerreißen! Und nun? Ich öffne ihn — und was finde ich anstatt